



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pastor, Willy: Zur Kritik Oswald Spenglers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu ordnen und in ein Aktenstück zu bringen, welches dann in dem geheimen Schrank als wertvolles geschichtliches Dokument aufbewahrt werden möchte. In gewohnter Ehrfurcht verharrend Ew. Königliche Hoheit untertänigster
von Groß.

Berlin, 31. März 1890.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kritik Oswald Spenglers.

Von

Willy Pastor.

Der erste Band von Spenglers „Untergang des Abendlandes“ erschien im Jahre des Zusammenbruchs. Wie eine unmittelbare Anrede wirkte damals der drohende Titel. Man war auf eine steil abschüssige Bahn geraten, auf der kein Halt mehr möglich schien. Die Schreckensfrage „Was nun?“ quälte alle Gemüter, und hier nun wurde ihnen ein Werk geboten, das anhub mit dem Satz: „In diesem Buche wird zum ersten Male der Versuch gemacht, Geschichte vorauszubestimmen.“

Kühlere Köpfe freilich wurden gerade über das Prophetische, das schon im Titel steckte, eher stutzig. Es war in den letzten Jahren gar zu viel gewissagt worden, und je zuversichtlicher der Ton gewesen war, um so weniger war eingetroffen. An Zuversicht fehlte es dem neuesten Propheten ganz sicher nicht. Der Schlusssatz seines, bereits 1917 geschriebenen, Vorwortes lautete: „Ich habe nur den Wunsch beizufügen, daß dies Buch neben den militärischen Leistungen Deutschlands nicht ganz unwürdig dastehen möge.“ Noch bedenklicher wurde man, als in der Einleitung das bekannte Spiel mit geschichtlichen Vergleichen, zu einer „Technik“ erweitert, als Allheilmittel gepriesen wurde und das alte Römertum wieder einmal unsere eigene Gegenwart und Zukunft erschließen sollte. Weiter las man da beim ersten Durchblättern vom Gleichlauf der Künste in verschiedenen Kulturen. Auch das war längstvernommenes. Daß es in der Antike ein dem späteren entsprechendes Barock gegeben habe, hatte schon der alte Brunn gelehrt, und Wölfflin hatte ein für alle in sich geschlossenes Kunstzeiten gültiges Dreistufen-system aufgestellt, das ganz dem Spenglerschen entsprach; nur die Benennungen lauteten anders. Wo aber blieb dann das Einziggeartete, das dem Spenglerschen Buche nachgerühmt wurde?

Doch es ist eine alte Erkenntnis, daß ein ursprünglicher Kopf auch aus widerlegten Voraussetzungen etwas Eigenes folgern kann. Es klingt widersinnig, ist aber doch so, daß selbst auf den verbrauchtsten Philosophen sich eine brauchbare Philosophie aufbauen kann. Spengler ist wieder Beweis dafür. Nach den ersten Seiten seines dicken Bandes hatte man das Vorurteil, daß hier ein Halbunterrichteter mit der Redseligkeit eben dieser Gattung etwas nur für ihn Neues breittreten möchte. Dann aber las man weiter, und von Kapitel zu Kapitel fand man Gedanken entwickelt von einer Kraft der Anregung, deren nur ein wirklich philosophischer Kopf fähig ist. Das Buch fand einen stärksten Erfolg. Man

konnte sich darüber freuen im Hinblick auf zahllose fruchtbare Einzelgedanken, nur mußte das Grundfalsche, und für unsere Zeit zudem Gefährliche des Grundgedankens eingesehen und abgetan werden. Aber gerade dieser Grundgedanke von einem unvermeidlichen Untergang hatte ja den Erfolg bei der großen Masse bewirkt. Alle Leute mit zusammengebrochenen Nerven, die nur noch in einem tatenlosen Frieren, einem müden Entfagen unsere Zukunft erblickten, empfanden und priesen das Werk als eine Offenbarung.

Spengler selbst hat eine solche Auffassung als gründliches Mißverständnis von sich gewiesen. Sein Buch „Preußentum und Sozialismus“ ist eine Absage an die Verzagten von erfrischender Deutlichkeit. Danach konnte man hoffen, daß der noch ausstehende zweite Band und die angekündigte Umarbeitung des ersten mindestens die größten Irrtümer beseitigen werde. Die Hoffnung wuchs, als Spengler die Herausgabe des Schlußbandes immer wieder hinausschob. Nun endlich ist er (vier Jahre nach dem ersten) erschienen — und alle Hoffnung ist vereitelt. Nicht beseitigt, sondern nach Möglichkeit vertieft ist alles Irrige, und damit ist dem unparteiischen Urteil eine Aufgabe gestellt, die gelöst werden muß.

* * *

Die beiden wichtigsten Voraussetzungen Spenglers lauten: es gibt keine Geschichte „der“ Kultur, sondern nur eine solche einzelner Kulturen; jede Kultur aber ist ein Organismus höherer Art. Organismen blühen auf, reifen ihrer Form entgegen und welken hin; das ist ihnen allen ohne Unterschied gemeinsam, ob ihr Leben einen Tag währt oder tausend Jahre. Aber ein jeder von all den Myriaden Organismen, welche die Erde kommen sah und gehen, hat auch sein Besonderes. Am besten erkennen wir an unseresgleichen. Jede einzelne Menschenseele ist eine Mischung, die in ihrer ganz besonderen Art nie vorher war und nie wieder sein wird. In tausendfachen Ausdrucksformen wird ihr Wesen dem Menschenkenner offenbar. Gesichtsbildung, Haltung und Gang, Sprache und Tätigkeit, ja der bloße Stimmklang sind klare Mitteilungen für den, der sich auf das Lesen solcher Dinge versteht. Was aber vom Menschen als beseeltem Organismus gilt, das gilt auch für jene Organismen höherer Art, die wir Kulturen nennen. In Religionen, Künsten, Wissenschaften, Bauformen, Festen, dem Charakter und Zeitmaß ihrer Handlungen sprechen sie sich aus, und Aufgabe des Geschichtsschreibers ist es, diese ihre Sprache in die uns geläufige zu übersetzen.

An einer Fülle von Beispielen aus dem großen Bilderbuch der Weltgeschichte zeigt Spengler, wie solche Uebersetzungen möglich sind. Sein Wissen um Einzelheiten ist viel bestaunt worden, aber das ist unwesentlich gegen die ihm innewohnende künstlerische Kraft, die immer wieder einmal hervorbricht. Daß Kulturen Organismen höherer Art sind, ist eine fast zum Gemeinplatz gewordene Erkenntnis. Doch der Mangel an künstlerischer Begabung hinderte die meisten, welche diese Lehre weitergaben, deren Allgemeinheit zu beseelen. „Organismus höherer Art“, das war für sie so etwas wie eine „juristische Person“, irgendeine begrifflich zusammenfassbare Einheit, im Grunde aber doch ein nur gedachtes Wesen ohne Fleisch und Blut. Bei Spengler haben diese juristischen Personen Fleisch und Blut; jede einzelne zeigt ihr eigenes, bestimmt geprägtes Ge-

sicht, und kraft seiner künstlerischen Schauung vermag Spengler von dessen Miene und Ausdruck allerlei zu sagen — ein Lavater gesteigerter Art, dessen „physiognomische Fragmente“ ganze Kulturen umreißen.

So weit die nicht wegzudeutenden Vorzüge Spenglers. Nun aber die engen, erstickend engen Schranken seiner Art der Betrachtung. Seit G. Th. Fechner sind wir gewohnt, von einem „Stufenbau der Welt“ zu reden. Das „übergreifende Bewußtsein“, das den Menschen einer höhern Einheit unterstellt, macht nicht halt bei einem Volk und seiner Kultur. Es gibt noch höhere und immer wieder höhere Einheiten, die sich schließlich verlieren (für unseren Blick verlieren) in die Unendlichkeit, das Weltall, das Göttliche, oder wie man es benennen mag. Nur stammelnd und ungewiß ahnend können wir von den sogenannten letzten Dingen reden, den weitesten Ringen und Sphären. Ein Organismus aber, der hinausgreift über alle Organismen hienieden, ist unseren Sinnen nach wohl erreichbar. Das ist der Organismus der Erde, als eines lebenden, einheitlichen Sterns. In ihm weben und sind wir; seine Geschichte, sein Schicksal bestimmt unser aller Werden und Vergehen, nach seinem Bilde schuf er alles, was da wurde, und mit seinem Bilde muß sich alles das auch ändern von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Wie nun denkt Spengler über diesen höheren Organismus, in dessen übergeordneter Geschichte allein wir alles in der Zeit des Menschen Geschehene im tieferen Sinn begreifen können? Antwort darauf gibt die schon erwähnte, von Spengler mit dogmatischer Unerbittlichkeit verteidigte Voraussetzung; es gebe keine Kultur, sondern nur Kulturen. „Die Gruppe der hohen Kulturen ist keine organische Einheit. Daß sie in dieser Zahl, an diesen Orten und zu dieser Zeit entstanden, ist für das menschliche Auge ein Zufall ohne tieferen Sinn.“ Diesem Maschinengott des Zufalls opfert Spengler wahre Hekatomben geschichtlicher Ereignisse; er ist für ihn ein Urphänomen, eine Grundvorstellung, über welche weiter nachzudenken aussichtslose Spielerei sein soll.

Mehr noch: blinder Zufall ist für ihn auch das Entstehen einer jeden Kultur, jeden Volkes, jeder Rasse. Unabhängig von einander sollen sie entstanden sein, erweckt von der mystischen Kraft einer immer aufs Neue einsetzenden Urzeugung. Dieses merkwürdige Ding, die generatio aequivoca, früher auch für höhere Organismen angenommen, heute selbst für die niedersten bestritten, wird also hier wieder einmal aus der Verfassung geholt, um mit seiner Hilfe die höchsten, allem menschlichen Denken erreichbaren Organgebilde aus dem Nichts hervorzuzaubern. Spengler hat aus der Seele des nordischen Menschen, den er den faustischen nennt, mit sicherem Takt viel Feines im Einzelnen herauslesen. Etwas weniger Faustisches, weniger Nordisches aber als diese vermeintliche Geschichte im Großen ist kaum denkbar. Einen Kopernikus der Geschichte nennt er sich selbst, und ist nach seinen letzten Folgerungen doch höchstens ein „Zeitgenosse“ des Ptolemäus. In Weltteilen und in Jahrtausenden zu denken, hatten wir uns endlich gewöhnt: Spengler führt eine neue Art von Chiliasmus ein, den Glauben an Tausendjahrreiche; denn nur diese Spanne Zeit soll einer jeden Kultur von Schicksals wegen zugemessen sein. Was jen- und diesseits solcher tausend Jahre liegt, das ist für ihn — geschichtslos.

Mit solchen Grundanschauungen belastet, unternimmt es Spengler, die Kultur des Abendlandes rückschauend und ausblickend zu sichten, um danach als das Ergebnis seiner Beobachtung mit gelassener Hand das Menetekel „Untergang“ an die Wand zu malen. Im germanischen Mitteleuropa hat die abendländische Kultur ihren Schwerpunkt. Alle Welt war bisher der Ansicht, daß allein unsere geschriebene Geschichte zweitausend Jahre umspannt, und daß die Vorgeschichtsforschung, mit noch viel zuverlässigeren Zeugnissen arbeitend als nur schriftlichen („Steine sind aufrichtig,“ sagt Max Klinger), den beglaubigten zweiten noch mindestens drei weitere Jahrtausende rückwärts angliedern konnte. Ist es denkbar, daß angesichts solcher Tatsachen ein ernsthafter Kulturbetrachter darauf bestehen kann, die Lebensdauer jedweder Kultur sei abgelaufen mit eintausend Jahren? Spengler besteht darauf. Für ihn beginnt unsere Kultur erst um die Hohenstaufenzeit. Was vorher war, hier und da aufgehellert durch Entlehnungen, ist geschichtsloses Bauerntum, was nachher kommt, so etwa um 2200, geschichtsloses Fellachentum. *Pereat mundus, fiat doctrina!*

Wie man die ganze Schnelligkeit ermessen, mit der Spengler alle für seine Lehre unbequemen Erkenntnisse aus dem Wege räumt, so lese man im zweiten Bande nach, wie er kurzerhand die Jahrhundertarbeit der Sprach- und der Rassenforschung glaubt erledigen zu können. Eine rechte Sprachforschung müßte nach ihm anfangen mit den Verständigungsversuchen eines Hundes vor seinem Herrn; diese Hundesprache allein scheint ihm schon wichtig genug, für sie „alle gelehrten Wortuntersuchungen“ (es sind Lebensarbeiten darunter wie die eines Bopp, eines Jakob Grimm) beiseite zu lassen. Rassen sollen schnell entwickelte Gebilde sein, die bloßen Geschöpfe, nicht aber die Schöpfer der großen Kulturen, die selbst wieder urerzeugt seien. „Die berühmten prähistorischen Knochenfunde vom Neandertalschädel bis zum homo Aurignacensis beweisen für die Rasse und die Rassenwanderungen des primitiven Menschen nicht das geringste.“ Man kann es wirklich den Männern vom Fach nicht übelnehmen, wenn auch die Vorurteilslosen unter ihnen im Hinblick auf solche Liebhaberurteile nichts wissen mögen von einem Werk, das ihnen im übrigen doch manche Anregung geben könnte.

* * *

„Unstillbarer Drang in die Ferne“ bezeichnet Spengler als einen Hauptzug im Wesen des Abendländers. Es ist eine der tiefsten Eingebungen, deren er teilhaftig wurde. Schade nur, daß er beim Nachdenken über diese Eigenschaft, bei der Erkundung ihrer Geschichte selber einen so geringen Drang in die Ferne bewährt. Nur der von ihm zeitlich ganz eng umgrenzte sogenannte gotische Mensch soll kraft jener Eigenschaft geschichtsbildend gewirkt haben, und die so gewordene Geschichte umspanne noch kein Jahrtausend. In Wahrheit ist bereits der nordische Mensch der jüngeren Steinzeit, der Sonnenwarten baute, und von dessen über Weltteile hingreifenden Rassenwanderungen die Megalithen Kunde geben, besetzt von jenem unstillbaren Drang ins Ferne. Lange schon, ehe es ein Ägypten oder Babylonien gab, hat er Geschichte gemacht, ja die Geschichte Ägyptens und Babyloniens selbst ist erst durch ihn geworden, durch seine Rassenüberlagerungen und die daraus hervorgehenden Staatengebilde, den Grundlagen aller höheren Kultur.

Und hier kommen wir auf den entscheidenden Fehler aller Spenglerschen Geschichtsphilosophie: feinen Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen Rassen und Kulturen ersten, und Rassen und Kulturen niederen Grades. Er prägt gelegentlich, um das Verhältnis von Japan zu China zu kennzeichnen, das hübsche Wort, Japan besitze nur eine „Mondscheinkultur“ im Vergleich zur chinesischen, die aus eigener Kraft leuchte. Zahllose Verfeinerungen im einzelnen sichern der japanischen Kultur trotzdem eine gewisse Ueberlegenheit, einen Abstand von der chinesischen. Man denke sich solche Verfeinerungen entsprechend durchgearbeitet, und es ergibt sich der scheinbar unüberbrückbare Abstand zwischen allen Kulturen zweiten und niederen von denjenigen ersten Ranges. Ersten Ranges aber kann nur eine Kultur unmittelbarer Rasse sein. Mögen ihre Werke noch so unbeholfen, roh, „barbarisch“ erscheinen im Vergleich zu den durchgearbeiteten der anderen: sie haben doch die Anregung gegeben, sie allein leuchten aus eigener Kraft, und alles andere ist Mondschein.

Mit Leidenschaft wendet sich Spengler gegen alle Versuche einer rassenmäßig aufgebauten Weltgeschichte. Seinen Widerspruch begründet er damit, daß noch kein Forscher klare Grenzen zu ziehen vermochte zwischen den einzelnen Rassen. Aber alles, was er vorbringt zur Widerlegung solcher Forschungen, läuft schließlich hinaus auf den wirklich nicht mehr neuen Sophistenschluß, es gebe keinen Unterschied zwischen kahlen und behaarten Köpfen; „denn beim wievielten Haar, das man sich eines Morgens zufällig auskämmt, fängt der Kahlkopf an?“ Zwischen Rassen niederen Grades sind die Unterschiede freilich schwer, und schließlich gar nicht mehr zu bestimmen. Halten wir aber auf die Rassen ersten Grades, so ist nicht länger zu rütteln an der nun endlich wissenschaftlich, schier (seit Naatsch) bis ins Zoologische hinein festgestellten Dreiteilung einer weißen, schwarzen und gelben Rasse. Die weiße Rasse aber, das ist der „faustische“ oder „gotische“ Mensch des Nordens. Von ihm und seiner Urheimat Europa ging alle Geschichte mittel- und unmittelbar aus.

„Das Wort Europa,“ verlangt Spengler, „sollte aus der Geschichte gestrichen werden.“ Nein, unterstrichen muß es werden, und wenn dies erst geschieht, was keine Lüftelei mehr hindern kann, dann haben wir auch eine wirklich „faustische“ Geschichtsschreibung. Immer von neuem hat Europa, die Jahrtausende hindurch, Kulturanregungen ausgestrahlt, und nie hat die unvermischte, oder von entarteten Kulturen zweiten Ranges geleitete schwarze und gelbe Rasse diese Ausstrahlungen anders beantwortet können, als mit stets neu angesetzten Einkreisungen. Ausstrahlungen erst, Einkreisungen dann: diese beiden Mächte, einander ablösend mit der Regelmäßigkeit kosmischer Flut- und Ebbebewegungen, gliedern die Geschichte Mitteleuropas im Engeren und unmittelbar, und mittelbar und im Weiteren die aller Kultur überhaupt. Von hier aus müssen wir Geschichte sehen lernen, um sie als Weltgeschichte zu begreifen.

In gewaltigen Lebensläufen sieht Spengler alles in der Zeit des Menschlichen Geschehens zusammengefaßt; Lebensläufe, „als deren Ich und Person schon der Sprachgebrauch unwillkürlich Individuen höherer Ordnung wie die Antike, die chinesische Kultur oder die moderne Zivilisation denkend und handelnd einführt“. Das alles ist richtig, und hätte Spengler es vermocht oder mindestens versucht, diese gewaltigen Lebensläufe einzugliedern in den noch gewaltigeren Lebenslauf

der Erde, so hätte er sich in Wahrheit einer kopornikanischen oder faustischen Geschichtsbetrachtung rühmen dürfen. Zudem er aber alles, was der geringeren Reichweite seines Blickes verschwommen und unklar erscheint, als verschwommen und unklar an sich erklärt, steuert er zwangsläufig jenem geistigen Nihilismus entgegen, der sich auf der letzten Seite seines Wertes äußert in den Worten: „Die Zeit ist es, deren unerbittlicher Gang den flüchtigen Zufall Kultur auf diesem Planeten in den Zufall Mensch einbettet, eine Form, in welcher der Zufall Leben eine Zeitlang dahinströmt.“ Noch niemals sind dem Fluchtwinkel aller Ruhebedürftigen, dem *asylum ignorantiae*, wie Spingza den Zufall nennt, weitere Grenzen gezogen worden als in diesem Buche, das unser aller Kultur ein Ragnarök ansagen möchte.

Untergang des Abendlandes — wie oft schon hat man den Menschen des Nordens damit bangen wollen! „Diese unsere Zeit, von der man meint, sie sei der Welt Untergang“, beginnt Grimme seinen *Simplizissimus*. Die zermalmende Walze des Dreißigjährigen Krieges war über Deutschland gegangen, und da fehlte es nicht an apokalyptischen Propheten. Ein Untergang der „Welt“, so weit der Europäer sie damals überschaute, wurde angefangt um 1500, um 1000, und dazwischen im Zwölfhundert, als das große Sterben kam (auch so ein Geschenk des lieben Morgenlandes). Er hätte auch angefangt werden können, als der Sonnenanprall das gewaltige Ostgotenreich, das hochkultivierte damalige Mitteleuropa, zerschmetterte und der greise Ermanarich verzweifelt aus dem Leben schied. Und immer wieder hätte ein Spengler jener Tage um tausend Jahre zurückrechnen und den erschreckten Zeitgenossen klarmachen können, daß und warum die Herrlichkeit zu Ende war. Ja mehr noch: gegen Ende der jüngeren Steinzeit, um 2000 vor unserer Zeitrechnung, läßt sich eine solche drohende Europadämmerung nachweisen in allen Einzelheiten. Wir haben sie überstanden wie alle anderen nachher. Wir werden sie auch diesmal überstehen, mag gekommen sein und mag noch kommen, was da wolle.

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

2.

Biblisches bei Schiller und in unserer Umgangssprache. — Die morgenländische Dichtung.

Wie Goethe, so stand auch Schiller unter dem Einflusse der Sprache Klopstocks und der Bibel. Besonders in den Jugendwerken zeigte es sich, welch großen Anteil beide Elemente an der Entwicklung seines Stils gehabt haben. Die zahlreich vorkommenden Wörter „Hölle, Teufel, Himmel“ u. a. und die Zusammenhänge damit wie „Höllendrache, Höllenspfuhl, Höllenschwamm usw.“ lassen nicht erkennen, welcher von beiden Quellen sie entfloßen sind; aber biblisch z. B. ist die Stelle im Gedicht „Die Worte des Glaubens“: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in